

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 16

Artikel: Zweiräderkarren
Autor: Landry, F.C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669802>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie im Traum fuhr Nanni in die Stadt zurück. Sie wusste später nicht mehr, wie sie durch den Verkehr gekommen war.

Die Redaktion war schon fast leer. Die grossen Neonröhren waren ausgeschaltet, es herrschte eine halbdunkle, unwirkliche Atmosphäre. Gleich würde der Pförtner erscheinen und die schmalen Reste des Tages beseitigen, und dann kam einer vom Nachtdienst und nistete sich bis zum anderen Morgen ein.

Kurt stand gegen seinen Schreibtisch gelehnt. Sein Mantel lag auf dem Drehsessel. Seit einer halben Stunde bummelte er hier noch herum, eigentlich nur, weil er hoffte, Nanni doch noch schnell sehen zu können. Da war sie nun, stand vor ihm und stattete ihren Bericht ab. Sie war noch immer befangen von dem, was sie gerade erlebt hatte. Ihre ganze Forscheit war verflogen, ihre Augen blickten demütig.

Sie hat es begriffen, dachte Kurt, und sein Herz begann schneller zu schlagen.

«Aber es ist wahr», fuhr sie fort, als sagte sie eine Lektion auf, «dass sich die Menschen meist von der scheusslichen und gemeinsten Seite zeigen. Nur ...»

«Das ist eine alte Erfahrung», sagte er, «dass ein guter Teil des menschlichen Geschlechtes einen armseligen Eindruck macht. Aber soviel ich weiss, ist auf der anderen Seite der menschlichen Grösse keine Grenze gesetzt.»

Sie nickte.

Kurt fühlte, wie eine Welle von Zärtlichkeit in ihm aufstieg, «du bist dabei, ein ganz kluges Mädchen zu werden. Erfahren und reif und verständnisvoll. Eigentlich», seine Stimme wurde dunkel, «eigentlich bist du erwachsen genug, um zu heiraten.»

«Ach, du Esel», lachte Nanni vergnügt, «das war ich schon mit zwölf!»

Ueber sein Gesicht breitete sich ein warmes Lächeln. «Wie wär's mit einem schönen warmen Abendbrot?» fragte er und berührte leicht ihren Arm.

Sie schaute schnell zu ihm auf, ihre Augen strahlten. Sie bebte ein bisschen vor Glück.

Er zog ihren Arm durch den seinen. Sie liefen die Treppen hinunter, als hätten sie es eilig, das Schicksal nicht warten zu lassen. Es hatte zu regnen begonnen, und die nackte, kahle Rückwand des Kinos sah trostloser aus denn je. Aber dafür hatten die beiden jetzt keine Augen mehr.

Z W E I R Ä D E R K A R R E N

Ich sitze auf der hohen Terrasse von Parpaillon und blicke vor mich hin ins Weite. Der sich dem Ende entgegenneigende Tag erfüllt die Luft mit feiner Asche. Was zu glühend war, zerspellt, und wenn auch die Steine noch heiss sind, so krachen die Bäume von Zeit zu Zeit wie das Scheit im Kamin, auch wenn das Feuer längst erloschen ist.

Und das Land ist grau, mit schwarzgrünen silbernen Bändern, ein stilles Bad und ein eindringlicher Magnet für die Augen ... Und wenn sie spaziergehen zu jener Stunde, so ist es immer eine Fahrt aus der Zeit und weit entfernt von unserer Wirklichkeit, wie Mondlandschaften im Teleskop oder der helle Fleck einer Falaise, wie ein Stück Strasse gegen den Hügel, wie die drei Mauern des zerfallenen Hofes. Wenn die Worte der reinen Dichtung je etwas bedeutet haben, so hier vor jener Wegbiegung der reinen Ruhe, jenseits von Mensch und Menschenwerk. So berührt man zuweilen mit dem Finger, was um den Menschen her ewig ist, diese sehr schlichte und eindringliche Wirklichkeit des Baumes, des Steins und des Staubes, und man erkennt wieder, dass die Blume am Morgen geboren wird und am Abend welkt und dass das Geschick des Menschen jenem der kleinen Mücke gleicht. Und so fällt auf einmal auf die alte Dichtung der Ekklesiastiker und der Sprichwörter ein neues Licht, und man fühlt wieder, dass sie nicht traurig stimmen, sondern weise, weil sie es verschmäht haben, ihr Schicksal mit der menschlichen Faust zu schmieden ... Den andern jedoch versprechen wir alle Wunder des Zufalls und jene einfachen und starken Freuden, die keine Börsenkurse haben. Ich denke, wenn ich es ausspreche, vor allem an jenen niemals zitierten Kernsatz: «Die Eidechse wohnt im Stein und im Palast der Könige.»

Die Eidechse ... Ist es die gleiche, die auf dem steinernen Geländer der letzte Sonnenstrahl ver-gessen hat und die nicht einmal daran denkt, die Lichtfächer oder Lichtkringel einzuholen? Nein: es ist jene des Sprichworts selbst, aber die Eidech-

sen haben sich ebenso wenig verwandelt, wie die Sprichwörter älter geworden sind, noch die Welt, in der sich das Ernste und das Heitere immer wieder so poetisch mischen und durchkreuzen. Denn die kleine graue Eidechse zu meinen Füßen, die die alte Mundart «Angrole» nennt; sie hat sich in der Tat aus meinem Blickwinkel verschoben, um dort unten ein Dorf zu entdecken, das nichts anderes als Sagriet sein kann.

Um Parpaillon her läuten und klingen — dank einer Laune der alten Welt — die Namen der Dörfer in der Runde, sanft und schön wie Ziegelglocken, wie die Querflöte der kleinen Hirten . . . So ihr aber den Kopf ein wenig hebt, werdet ihr dort oben Saint-Victor-des-Oules entdecken können. Der Ort heisst — ob ihr mir es glauben möget oder nicht, im Französisch der Franzosen Saint-Victor-des-Marmites . . . Und noch weiter entfernt liegt Saint-André-des-Arbres, indes — der Landkarte nach zu schliessen — der heilige Victor die guten Töpfe vorgezogen hat . . . Das Ende der nackten Strasse führt weiter nach Pognadoresse, dem Land der berühmten Rauferei, die dem Ort seinen Namen gegeben haben . . . Aber der Name «Zweiräderbrücke», sagt er euch nichts?

Ich selbst finde ihn recht hübsch. Ohne je dort gewesen zu sein, wisst ihr doch kraft der Magie jenes Namens, dass es dort einen Fluss gibt und eine Brücke. Soweit die Brücke. Bleibt der Zweiräderkarren, und auch er ist wichtig, weil er eine Art Beziehung zur Zeit setzt — ja das Wort macht die Brücke sogar uralte. Und es sagt euch weiter, dass dieser Fluss, weit entfernt von allen Wehr- und Rondengängen, auch keine Furt besitzen sollte.

Und da dieser Fluss keine seichten Stellen aufzuweisen hatte, so komme ich auf das zurück, was ich am Anfang skizzierte: dieses Land ist ein graues Land und ein kalkiges Land, in das sich die Wasserzüge tief und klar wie mit Rasierklingen geschnitten, eingefressen haben.

Pont-des-Charettes . . . An dieser Stelle gebührt es, sich wirklich einen Zweiräderkarren vorzustellen und nicht einen vierrädrigen Lastwagen. Homer setzt uns genau in das Bild, wenn er sagt: «Sie stieg auf den Karren mit den hohen Rädern», und auch daran erkennen wir wieder das ehrwürdige Alter dieses Karrens: zwei sehr hoch gebaute Räder, das Gewicht eines kleinen Pferdes oder Maultiers im Gleichgewicht der Tara — das ist der älteste Zweiräderkarren und der jüngste zugleich, denn da gibt es nichts wegzunehmen und nichts hinzufügen . . . Und dieses Gefährt wird

euch mit derselben Zuverlässigkeit und mit dem gleichen Eifer, sowohl über die gut geteerten breiten Staatsstrassen, wie auch über die vernachlässigten Seitenwege tragen, wie auf zwei Beinen . . . Und wer endlich klare Beweise für das hohe Alter des Zweiräderkarrens zu haben wünscht, der halte sich an die Wege, die Kilometer um Kilometer vom nackten Fels begleitet sind, und er wird auch den seit Jahrhunderten abgetragenen Fels des Strässleins selbst betrachten, in den sich — zuweilen von der Tiefe eines Menschenfusses — zwei Räder Spuren eingegraben haben. Und zwischen den beiden von Tier und Gefährt geprägten Geleisen, erkennt der aufmerksame Betrachter hier und dort die Marken der Zugtiere.

Und so wären wir denn auf dem Karren, und ich bin gezwungen, euch eine sehr reale Geschichte zu erzählen, von jener etwas verrückten und weisen Wirklichkeit und Wendigkeit, die nun einmal das Kennzeichen derer von Parpaillon ist. Also. Es war einmal ein Mann in einem dieser Dörfer und er brauchte einen Karren, um bis zur Stadt, will sagen bis Pimperlin zu gelangen. Der seine war gerade beim Stellmacher, und so war er zum Pump verdammt. Der erste Nachbar wollte ihm den seinen wohl ausleihen, wenn er ihm dann nicht selbst gemangelt hätte . . . Ein anderer liess den Bittsteller allzusehr fühlen, dass er ihn nun in der Hand habe. Kurz und gut, unser Mann entscheidet sich Umstände halber für die Miete, und um etwas zu mieten geht man zu Jasmin. Die Geschichte hat freilich einen kleinen Haken: bei Jasmin stand je und je die Vorauszahlung in Ehren . . . Ziehe deinen Beutel . . . Gut so: also morgen um fünf Uhr . . .

Inmitten der Nacht wird unser braver Mann von einem heftigen Bauchgrimmen geschüttelt . . .

«O lala, wie ich leide. Wie ich Schmerzen habe!»

«Und das ist nicht alles», sagt ihm die Frau. «Ich will nicht, dass du morgen in die Stadt gehst, auf die Gefahr hin, dass es dort noch schlimmer werden könnte.»

«Aber was tun? Jasmin gibt sein Geld nicht mehr zurück.»

«Lass das meine Sorge sein», erwiderte die Frau. «Was soll ich tun? Ihn zwingen das Handgeld zurückzugeben? Dazu freilich müsste er anderer Meinung sein . . . Welche Kleinigkeit.»

Und sie erheben sich am Morgen, als ob gar nichts geschehen wäre. Nehmen das Pferd an das Halfter und schlagen den Weg zu Jasmin ein.

«Ist er bereit, dein Karren?»



Kloster Fahr im Frühlingsbluest
Photo N. Viazzoli, Zürich

«Nun!» meint die Frau, «er wird uns besser dienen als der unsere. Du wirst also nicht vergessen, das Fuder Schienen zu laden . . .

«Gewiss», sagt der Mann. «Und da sie nicht zu viel Platz einnehmen, so kann ich auch noch die halbe Fuhre Sulfat verquanten . . .»

«Und das Zement nicht vergessen!» übertrumpfte ihn die Gattin.

«Wie auch den Kalk zum Mischen.»

«Und», erklärt der wütend gewordene Jasmin, «gebt noch die Kirche von Pimperlin darauf, den Bahnhof und den Gemeindekeller . . . Um meinen Karren zu zerschlagen, wollt ihr in die Stadt. Ich trete von der Miete zurück: da habt ihr das Geld wieder.»

Emil Schibli

DER PARAGRAPH

Eine nicht erfundene Geschichte

Walter Sperisen war ein Freund schöner Töne. Kaum aus der Schule entlassen, hatte er sich der Dorfmusik angeschlossen. Dort lernte er die Posaune blasen. Einen Beruf konnte er nicht erlernen. Seine Eltern waren arme Leute. Wenn arme Leute mehr als zwei oder drei Kinder haben, dann muss gewöhnlich das älteste sobald als möglich mitverdienen helfen. Handelt es sich um einen Knaben, wird er irgendwo in einer Fabrik, auf einem Bau oder sonst in einem Betriebe Handlanger oder Ausläufer und jedenfalls das, was man einen ungelerten Arbeiter nennt.

So war es auch dem Walter gegangen. Er war das älteste von sechs Geschwistern, und es gab damals noch keine Kinderzulagen. Mochte jeder Familienvater selbst sehen, wie er nun weiterkam; die Kinderzahl wurde ihm ja nicht vorgeschrieben.

Vater Sperisen war Gramper bei der Bahn. Und Gramper wurde dann auch der älteste Bub, eben

der Walter. Ihm war es recht so. Die Schule hatte ihm wenig Vergnügen gemacht und das ewige Stillehocken gar keins. Er hatte seine Fähigkeiten nicht im Kopf, sondern in den Muskeln. Er war stark wie ein junger Muni.

Was er nun verdiente, gab er ohne Murren bis auf ein paar Franken Sackgeld daheim ab. Er war ein wohlgeratener Sohn. Seine Mutter war stolz auf ihn.

«Es ist schön, wenn ein junger Bursche keine Flausen im Kopf hat», sagte sie.

Nur zur Musik wollte er.

«Gut», sagte der Vater. «Dann geh halt. Der Mensch ist schliesslich nicht nur zum Krampfen auf der Welt. Irgendein Privatvergnügen muss auch der ärmste Teufel haben, sonst geht er kaputt.»

Als der junge Sperisen Zwanzig war, musste er in die Rekrutenschule. Und als er heimkam, musste er heiraten. Das ist keine Schande bei uns in Eglach. Man könnte beinahe sagen: Es ist so Brauch. Aus den jungen Maitlischmökern und Unschuldverführern werden fast durchs Band weg solide Familienväter.

Unserer Dorfmusik blieb Walter auch nach seiner Verheiratung treu. Mit der Zeit liess er sich ein Häuschen bauen (seine Frau half mitverdienen) und machte alles, was nicht unbedingt das Können eines Berufsmannes erforderte, in seiner freien Zeit selber. Es gab Arbeit in Hülle und Fülle. Sperisen kannte eigentlich keinen Feierabend. Wenn er das Werkzeug weglegte, war es Nacht. Er trank noch ein Glas Most und ass einen Bissen dazu. Dann ging er ins Bett und schlief sogleich ein. Die Ehefreuden wurden meistens für den Sonntag aufgespart. Der Freitagabend war für die Musik reserviert.

So ging das jahrelang. So ging das jahrzehntelang. Und Sperisen war mit seinem Los zufrieden. Seine Frau war recht, und er hatte drei Kinder, die ihm Freude machten. Sie wuchsen heran, flogen aus, heirateten, wie das so der Welt Lauf ist. Aber dann, ohne ein deutliches Vorzeichen, hat es ihn plötzlich erwischt. Er konnte es nicht begreifen, obschon er ja wusste, dass es uns, früher oder später, alle erwischt. Aber ihm war es zu früh. Viel zu früh! Er war ja noch kein alter Mann. Er stand in den besten Jahren und er war kaum je einmal ernstlich krank gewesen. Item. Es war nun eben so, wie es war. Es war aus mit der täglichen Arbeit; es war aus mit der Musik. Der Arzt